

## Sie mögen wirklich Kuttelwürste?

Ein gutes Kochbuch gibt mehr als bloß Rezepte: Elizabeth Davids Standardwerk über die französische Landküche verknüpft intime Kenntnis mit trockenem Humor.

Von Walter Schübler

As ihr Buch „French Provincial Cooking“ 1960 erschien, galt Elizabeth David bereits als Doyenne der britischen Kulinarik-Autoren. Anfang 1938 war sie, im Alter von vierundzwanzig Jahren, vor den gesellschaftlichen Verpflichtungen für höhere Töchter mit einem verheirateten Mann auf einem Segelboot gen Südfrankreich ausgebücht und, nach Italien und Griechenland, 1941 in Ägypten gestrandet.

Mitte 1946 wieder zurück in London und entsetzt über die ohnehin triste und in der Nachkriegszeit erst recht trostlose britische Kost – an die verhasste Internatsküche, der die Upper-Class-Sprösslinge fürs Leben abhärten sollte, dachte sie mit Schauern zurück –, begann sie mit ihren in „Harper's Bazar“, der

**Elizabeth David: „Die französische Küche“.** Aus dem Englischen von Margot Fischer. Mit einem Vorwort von Jill Norman. Mandelbaum Verlag, Wien 2017. 522 S., geb., 45,- €.

„Vogue“, der „Sunday Times“ und „House and Garden“ veröffentlichten kulinarischen Streifzügen das Interesse ihrer Landsleute für die Themen „Essen“ und „Kochen“ zu wecken: das sprichwörtliche Bohren harter Bretter im puritanischen Britannien.

Nach etlichen Büchern über die mediterrane Küche, die sie bei ihren Reisen durch den Mittelmeerraum in allen ihren Spielarten kennengelernt hatte, festigte sie mit „French Provincial Cooking“ ihre Stellung als einflussreichste Food-Publizistin Großbritanniens. Bereits zu Lebzeiten vielfach geehrt, ist seit 2016 am Haus der „most revered goddess of cooking“ in Chelsea, in dem sie 1992 starb, die blaue Plakette des English Heritage angebracht.

Nun ist Davids Standardwerk, versiert übersetzt und, wo es Not tut, kundig annotiert, erstmals auf Deutsch erschienen. Ein Kochbuch also, das, von Auflage zu Auflage weitestgehend unverändert, beinahe sechzig Jahre auf dem Buckel hat? – Es mag dort und da Patina angesetzt haben, aber zum einen ist der Kanon der traditionellen französischen Landküchen, denen Regionalität sowie Saisonalität immer selbstverständlich waren, ziemlich robust. Und um diese Küchen geht es, nicht um die Haute Cuisine der Sternegastronomie, sondern um die „cuisine bonne femme“, die Küche für den Hausgebrauch. Zum anderen ist Davids „Französische Küche“, so der arg in die Breite übersetzte deutsche Titel, ein schlagender Beleg für die Behauptung, dass ein gutes Kochbuch mehr zu sein hat als eine Kompilation von Rezepten.

Das Buch hat einen hohen Gebrauchs- wie Unterhaltungswert. Es bietet nicht bloß jede Menge verlässlicher Rezepte zum Nachkochen, sondern wartet auch mit detaillierten Instruktionen für heikle Elemente und technisch haarige Zubereitungen auf. Ganz nach Auguste Escoffiers Maxime „Faites simple!“ meidet David Raffinement, verabscheut sie Protzerei und Chichi und nimmt in ihre ganz persönliche Auswahl keine Gerichte auf, deren Zutaten übermäßig teuer und deren Zubereitung übermäßig aufwendig wären.

Und in den Einleitungen zu den diversen Speisenkategorien – Saucen,

Horsd'œuvres, Suppen, Käsegerichte, Pâtés, Terrinen, Gemüse, Fisch, Meeresfrüchte, Fleisch, Wild und Geflügel, Reste, Süßspeisen – entfaltet David ihren trockenen Humor: gegen ubiquitäre, noch dazu meist labbrige Salatgarnituren, gegen runzlige Radieschen, gegen die haarsträubend vermessene „Splendid Isolation“ der englischen Küche, gegen die schnöselig-kennerische Wertschätzung von Kuttelwürsten, gegen den Unfug von Fertiggerichten, gegen Hobbyköche, die, lange bevor ihnen die Regeln des Spiels in Fleisch und Blut übergegangen sind, schon „kreativ“ improvisieren.

Sie kommt indes keineswegs gouvrenantenhaft daher, sondern fordert durchaus dazu auf, Rezepturen nach persönlichen Vorlieben zu variieren, warnt aber wohlweislich eindringlich vor dem Irrglauben, dass mit dem Wort auch schon die Sache so gut wie gewonnen sei.

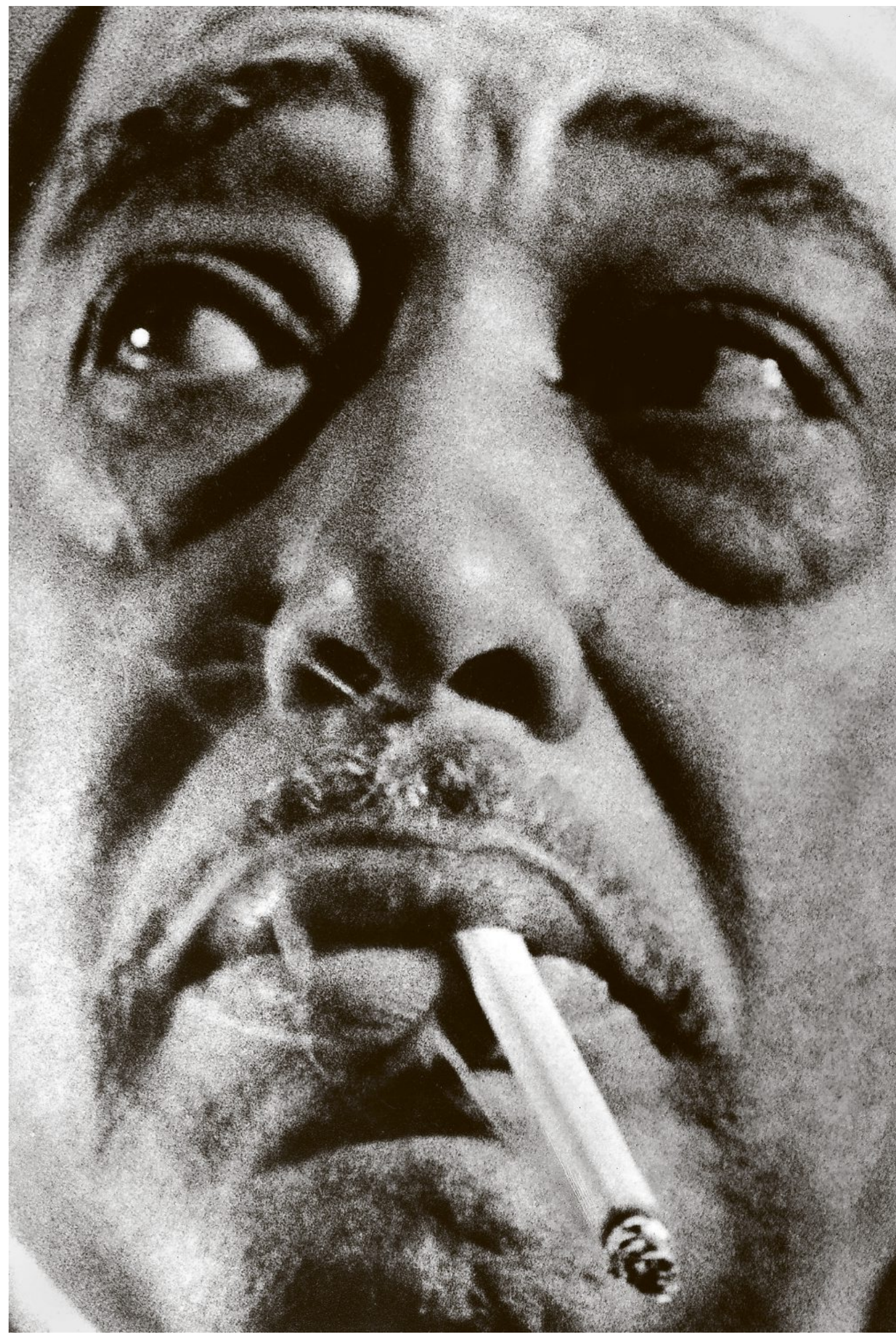
Wenngleich „derb“ nicht der Ton ist, auf den Elizabeth Davids Stil gemeinhin gestimmt ist, kann sie durchaus deftig werden. In der kommentierten und von Auflage zu Auflage jeweils ergänzten und à jour gehaltenen Bibliographie französischer Kochbuch-Literatur dominieren Kaustik und Sarkasmus. Voller Hohn sind ihre Diatriben gegen die „Marotten“ und „Schrullen“ der Nouvelle Cuisine, die sie schier zur Verzweiflung treiben: „Kerbel und Sauerampfer bis zum Anschlag, Himbeeressig auf dem Regal jeder Restaurantküche und natürlich körbewise Trüffel, dazu die Speisekammern brechend voll mit foie gras.“ Des Kaisers neue Kleider, ammaßend zelebriert mit Pomp und Trara!

Dazu besteht mittlerweile weniger Veranlassung denn je. Die französische Haute Cuisine ist längst nicht mehr das Maß aller Sternküchen, und der Denkmalschutz, unter dem die „Französische Mahlzeit“ seit 2010 steht – da wurde wohlgerneht das Ritual der ausgiebigen kulinarischen Konvivialität, nicht der Gerichte-Kanon von der Unesco in den Rang eines „immateriellen Weltkulturerbes“ erhoben –, verheißt auch nichts Gutes: Götterdämmerung!

Die Globalisierung industriell produzierter Einheitskost macht vor dem Hexagon nicht Halt. Sah Roland Barthes schon 1954 das Kulturgut des „bifteck“, Inbegriff des französischen Küchenpatriotismus, durch die „Invasion des amerikanischen Steaks“ bedroht, muss einem heute um das alimentäre Bekenntnis zur „francité“ (Barthes) vollends angst und bang werden. Der steigende Konsum von Tiefkühlkost, Convenience-Produkten, Fertiggerichten und Fast Food im Mutterland der „bonne chère“ spiegelt den Verfall traditioneller französischer Esskultur wider.

Einen Vorschein davon konnte Elizabeth David schon in den sechziger Jahren ausmachen. Sie bestellte in einer Bäckerei in Avignon ein Stück der autochthonen Pissaladière, ein mit Zwiebeln, Anchovis, schwarzen Oliven, bisweilen auch Tomaten belegter und im Rohr gebackener Brotteig, bis in die späten Vierzigerjahre fixer Bestandteil der Produktpalette jedes provenzalischen Bäckers und von Straßenhändlern direkt vom Blech feilgeboten. Sie staunte nicht schlecht, als sie auf die verdutzte Frage des Verkäufers, was sie damit meine, mit dem Finger darauf zeigen musste – und dann die Auskunft erhielt, dass sei eine provenzalische Pizza.

Zu aufwendig sei die französische Küche für unsere schnelllebige Zeit – eine Behauptung, die Elizabeth Davids auf das Notwendige gestutzt und damit überaus praktikable Rezepte Lügen strafen. Probe aufs Exempel: „Poulet farci en cocotte“, mit Oliven-Weißbrot-Fülle gefülltes, im Schmortopf gegartes Huhn mit (vorgekochten und im ausgebratenen Fett des Huhns fertig gegarten) Kartoffeln. Fazit der „sehr einfachen Zubereitungsmethode“: „Man hat einen kompletten und köstlichen Hauptgang – und nur einen Topf abzuwaschen.“ Schnippische Anmerkung der Übersetzerin: „Neben dem Kartoffel-Kochtopf.“



Wer einmal in seinem Orchester war, bleibt oft ein Leben lang: Duke Ellington (1899 bis 1974)

Foto Ullstein

## Er ließ sich die Avantgarde nicht anmerken

Ein unbestechlicher musikalischer Richter, der sein Handwerk rundum beherrschte: Wolfram Knauer entschlüsselt das Jazz-Genie Duke Ellington.

Von Wolfgang Sandner

Vielleicht ist der lakonische Titel „Duke Ellington“ ohne erklärende Zusätze wie „Sein Leben, seine Musik, seine Zeit“ oder schmückende Attribute wie „Der Aristokrat des Swing“ eine Vorichtsmaßnahme Wolfram Knauers für sein Buch über einen der bedeutendsten Künstler in der Geschichte des Jazz. Vorwürfe, zu wenig Neues über das Leben des Duke zu bieten, keine Einordnung in die Gesellschaft seiner Zeit vorzunehmen oder einen Aspekt seiner Musik wie seiner Persönlichkeit allzu sehr in den Vordergrund zu rücken, können ihn so kaum treffen. Nichts davon wird durch attraktive Untertitel suggeriert.

Es bedeutet freilich nicht, dass sich keine großen Erwartungen knüpfen an diese Veröffentlichung: Knauer leitet seit 1990 das Jazzinstitut Darmstadt und ist der erste nichtamerikanische Louis-Armstrong-Professor für Jazzstudien an der Columbia-Universität in New York.

Knauers Buch über den 1899 in Washington geborenen Duke Ellington ist keine erschöpfende Biographie über den großen Jazzpianisten und Bandleader, keine Monographie über den wichtigsten Vertreter des Bigband-Jazz, vor allem auch keine umfassende Werkschau eines der produktivsten Komponisten und Arrangeure des amerikanischen Entertainment. Vieles an Fakten wird da aus der mittlerweile unüberschaubar gewordenen Literatur über diesen erstaunlichen Künstler vorausgesetzt.

Dafür aber gelingt es Knauer mit seiner klugen Studie, was wenige Autoren bisher erreicht haben – an konkreten

musikalischen Beispielen zu demonstrieren, was diesen Jazzkünstler charakterisiert, was ihn handwerklich von anderen großen Big-Band-Chefs wie Fletcher Henderson, Count Basie oder Benny Goodman unterscheidet, wie er sich in seiner langen Karriere ästhetisch wandelte und so den Jazz stilistisch veränderte.

Dabei wird offenkundig, wie sehr Duke Ellington gerade mit seinen vielen Jazz-Suiten über die Unterhaltungssphäre hinaus an der Schöpfung einer genuin afroamerikanischen Kultur im Sinne der Harlem Renaissance gearbeitet und die öffentliche Wahrnehmung dafür verändert hat. Solche Nachweise am musikalischen Objekt mit einer allgemeinver-



Wolfram Knauer: „Duke Ellington“.

Reclam Verlag, Stuttgart 2017. 328 S., Abb., geb., 29,- €.

ständlichen Sprache geschafft zu haben, ohne die Kenner mit Vergrößerungen abzuschrecken, ist kein geringes zusätzliches Verdienst des Autors. Man könnte nahezu vermuten, Knauer habe sich hier die Kunst Duke Ellingtons zum Vorbild genommen, der mit eingängiger Klangsprache überaus erfolgreich gewesen ist, ohne sich dabei in seinen wesentlichen Kunstäußerungen stilistisch zu verbiegen oder einem ästhetischen Mainstream zu huldigen. Im Grunde war Duke Ellington – so Knauer – „ein Avantgardist, dem man dies nicht anmerkte“.

Viel ist schon darüber geschrieben worden, wie sehr Duke Ellington mit Klangfarben umgehen konnte, dass er seine Arrangements nicht für ein standardisiertes Jazzorchester schrieb, sondern für ganz bestimmte Musiker seines eigenen Orchesters. Knauer fügt diesen Fakten wichtige Erkenntnisse hinzu, die er nicht zuletzt durch Recherchen an der Smithsonian Institution in Washington, D. C., im Nachlass des Künstlers gewonnen hat. Ellingtons Kompositionen und

Arrangements waren nie „Werke“ im europäischen Sinne, sie befanden sich stets im Zustand des Erfindens, waren eher „Werkstadien“, was etwa auch daran ersichtlich wird, dass Duke Ellington Schwierigkeiten hatte, ansprechende Schlüsse für seine Werke zu finden.

Die Musiker stellten selbst so etwas wie musikalische Parameter dar, als seien sie Träger ganz konkreter Tonhöhen, Tonlängen, rhythmischer Werte oder harmonischer Zusammenhänge, die sich erst im Konzert oder im Studio individuell darstellten. Daraus erklärt sich auch, warum Ellington und sein Orchester eine so unverrückbare Einheit bildeten, seine Musiker sich angemessen vor allem in seinen Arrangements ausdrücken konnten und dies auch spürten.

Viele von ihnen haben die beste Zeit ihrer musikalischen Aktivität in der Big Band des Duke verbracht. Einer von ihnen hat es plakativ formuliert: Der Duke sei ein unbestechlicher musikalischer Richter gewesen, und der Urteilspruch für viele, die vor die Schranken seines Orchesters traten, lautete: „Lebenslänglich“.

Duke Ellington – das wird nach der Lektüre dieses Buches offenkundig – war ein umfassend gebildeter Musiker, der jenseits stilistischer Kategorien alle Aspekte seines Handwerkszeugs, das Klavier, das Schreiben fürs Orchester, die Bühnenpräsentation, Tanzmusik, Schlager, Film- und Konzertmusik beherrschte, dabei modern und nie modisch agierte.

Wolfram Knauer hat aber auch das Umfeld im Blick. Es gelingt ihm, in knappsten Exkursen geradezu beispielhaft, Zusammenhänge herzustellen und musikalische Entwicklungen aufzuzeigen, etwa seine Geburtsstadt Washington D. C. in ihrer sozialen und kulturellen Vielfalt um die Jahrhundertwende vor Augen zu führen oder die größten Individualisten des Jazz zu porträtieren: Louis Armstrong, den ersten Solokünstler des Jazz, Charlie Parker in seiner spieltechnischen Meisterschaft, Miles Davis, den Entdecker der Zwischentöne und des Sounds, John Coltrane mit harmonischen Experimenten. Und Duke Ellington als Vordenker all dieser Genies.

## Sie leugnen nicht nur die Verfassung

Und Waffen haben leider einige von ihnen auch: Ein Sammelband widmet sich den Umtrieben der „Reichsbürger“.

Von Justus Bender

Manche Bücher beginnen schon vor dem Inhaltsverzeichnis, auf der Seite mit der ISBN-Nummer. Dort steht in diesem Buch ein Satz, der das Verstrickte des Themas, das Bizarre der behandelten Personen in einer hübschen Randbemerkung zusammenfasst. Zum „Zwecke der besseren Lesbarkeit“, lautet die „Editorische Bemerkung“, habe man sich entschieden, den „Reichsbürger“-Begriff „ohne Anführungszeichen zu verwenden“. Solche Kleinigkeiten sind der Stoff, aus dem die Träume von „Reichsbürgern“ sind. Keine Gänsefüßchen! Das klingt für die Querulanten nach Anerkennung, nach grammatikalischem Punktsieg. Und schon ist man mittendrin in der verschworenen Welt der Verfassungsleugner.

Sie interessieren nicht mehr bloß einen kleinen Kreis. Schuld ist einerseits jener Polizistenmord, der die ganze „Reichsbürger“-Debatte in ein Davor und ein Danach spaltet: Am 19. Oktober 2016 erschoss ein „Reichsbürger“ einen SEK-Beamten im bayerischen Georgensmünd. Die lange als Spektrum ideologischer Clowns verlachte Szene war in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit über Nacht zu einer ernststen Bedrohung geworden. Dass es in Deutschland 12 800 Personen dieser Sorte gibt, verleiht dem Buch seine Dringlichkeit.

Auf der anderen Seite sind es die himelschreienden Begründungen der „Reichsbürger“. Wenn aus deutschen Amtsstuben berichtet wird, wie „Reichsbürger“ die Existenz der Behörde leugnen und den Beamten in bis zu 30 Seiten langen Briefen mit „Vertragsstrafen“ von 500 000 000 000 000 Dollar drohen, geht es dem Leser wie im Ratschlag des Buches an die Beamten: „lachen, lochen, abheften“. Genauso, wenn ein Auto fahrender „Reichsbürger“ die Bezahlung eines Knöllchens ablehnt, seine ganze Bauernschläue darauf verwendet und vom Amt die trockene Antwort bekommt: Wer schon die Gültigkeit der Straßenverkehrsordnung anzweifelt, möge sich doch bitte mal der medizinisch-psychologischen Untersuchung (MPU) stellen. Und weil das Gutachten nicht beigebracht worden sei, komme nun das Unvermeidliche: Entzug des Führerscheins. Da feiert das Amt seinen kleinen Triumph über die „reichsbürgerlichen“ Begründungspirouetten.

Doch das Amüsement fällt schwerer, je mehr der Leser über die „Reichsbürger“ lernt. Dass sie sich in vier Milieus gliedern, zum Beispiel: die Rechtsextremen, die traditionellen „Reichsbürger“, die Selbstverwalter und die Souveränisten. Dass sie mit Quatschargumenten und aggressiver Energie die Verfassungsorgane delegitimieren wollen. Dass in etlichen Fällen Mandatsträger und Funktionäre der AfD mit „Reichsbürger“-Phrasen aufgefallen sind. Auch andere Beschreibungen lehren das Fürchten. Wie viele der Spinner bis an die Zähne bewaffnet sind zum Beispiel; dass Antisemitismus ein „zentrales Element ihrer Ideologie“ ist – und wie der Verfassungsschutz wenige Monate vor dem Polizistenmord von Georgensmünd noch mitteilte, die Szene stelle „keine konkrete Gefahr“ dar, also ahnungslos war. Ein Umstand, der die Autoren zu einer gewissen Häme verleitet.

Vielleicht kann ein solides Sachbuch überhaupt nur diese Schwäche haben: Dass die Autoren den Ernst der Lage im Ton nachträglicher Besserwisserie beschreiben. Schließlich besitzen auch die Behörden vor einem Verbrechen keine Glaskugel. Und auch heute müssen sie nicht davon ausgehen, dass die zersplitterte Szene den Verfassungsstaat ernstlich bedroht.

Das Raisonieren der „Reichsbürger“ wird zwar in vielen Verästelungen dargestellt, aber wirklich deutlich hat man die Leute nicht vor Augen. Warum etwa vor allem Männer für „Reichsbürger“-Theorien empfänglich werden, erfährt der Leser nur im Ansatz. Wie die „Editorische Bemerkung“ zu Beginn ist deshalb auch das Literaturverzeichnis am Ende von Bedeutung: Dort ist Dirk Wilkings „Reichsbürger. Ein Handbuch“ aus dem Jahre 2015 aufgeführt. Als gute Ergänzung handelt es von den gängigen Neurosen unter der Belegschaft der „BRD GmbH“ – einer Scheinfirma mit verdächtig hohem Krankenstand.

Andreas Speit (Hrsg.): „Reichsbürger“. Die unterschätzte Gefahr.

Ch. Links Verlag, Berlin 2017. 216 S., br., 18,- €.



Was für ein Würsttableau! Pariser Feinkostladen Anfang der sechziger Jahre Foto AFG